

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 8

Artikel: Im Herzen von Asien : Tagebuchblätter
Autor: Bosshard, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Herzen von Asien

Tagebuchblätter von Walter Bosshard

Mit Photographien des Verfassers

Der Verfasser dieser Aufzeichnungen unternahm vor einiger Zeit eine Studienreise nach Zentralasien. Das Ziel war hauptsächlich die Erforschung der tibetanischen Hochebene, wo grosse Gebiete noch nie von Europäern betreten wurden. Der kurze Auszug, den wir hier abdrucken, zeigt, welche ausserordentlichen physischen und moralischen Anstrengungen die Teilnehmer auszuhalten hatten.

Am Sirigh Jilganang See, 29. August.

Seit vier Tagen sind die Kulis weg, um die entlaufenen Pferde zu suchen, und bis heute haben wir noch nichts von ihnen gehört. Ich vertreibe mir die Zeit so gut es geht mit Pflanzensammeln, ich habe auch, allerdings mit betrübendem Erfolg, zu malen begonnen, einige Male war ich auch erfolglos auf der Jagd. Zur Teestunde treffen wir uns meistens in meinem Zelt, und dann werden die verschiedenen Möglichkeiten unserer Weiterreise diskutiert. Wir rechnen alle mit dem endgültigen Verlust unserer Reittiere; aber keiner will's dem andern eingestehen, und so reden und disputieren wir, als ob wir bei Josty in Berlin, nicht aber auf 5200 Meter Höhe, wochenweit weg von der nächsten menschlichen Siedlung, wären.

Ich habe mich mit dem Verlust unserer Pferde bereits abgefunden, und als Vorübung liess ich vor drei Tagen zum erstenmal einen unserer Yaks satteln und versuchte ihn zu reiten. Das Tier war starrköpfig und kaum wegzubringen vom Pfade, den es nun einmal im Auge

hatte. Sobald es aber mit der Herde gehen konnte, war die Sache einfacher.

Aber ich frage mich, ob man in dem Gedränge nicht seine soliden Beine, die man sicherlich noch brauchen wird, riskiert, ganz abgesehen von den Kleidern, die bald an diesem Nagel, bald an einer Kiste hängen bleiben und in Fetzen gehen, dann wieder von den Hörnern eines nachdrängenden Tieres bearbeitet werden. Und noch eins: wenn wir die Pferde verlieren und zu den Yaks Zuflucht nehmen müssen, so wird man doch ausserordentlich mühsam vorwärts kommen, man kann sich nicht mehr von der Karawane entfernen, kommt langsam, entsetzlich langsam vorwärts und muss letzten Endes doch noch zu Fuss gehen.

Heute morgen lag Schnee auf den Zeltdächern; aber schon gegen neun Uhr war er wiederum weg, und herrlichster Sonnenschein entschädigte uns für die Kälte der Nacht und die schlaflosen Stunden, die mir die Höhe verursacht. Um halb sechs Uhr mass ich 15 Grad Celsius unter dem Nullpunkt, um acht war es an der Sonne bereits zehn Grad

Die Göttin der Fruchtbarkeit

im chinesischen Tempel
von Khargalik, zu der
Frauen, die keine Kinder
bekommen, wallfahrten.





Einer der Mongolenköpfe, den Walter Bosshard in der Takla-Makan-Wüste ausgegraben hat. Der Kopf ist mindestens 1500 Jahre alt. Alte Tagebücher von chinesischen Pilgern erzählten von blühenden Städten an Stellen, wo jetzt Wüste ist. Man grub nach und fand die Überreste von grossen Ansiedlungen.



Miriam, eines der schönsten Mädchen von Chinesisch-Turkestan. Eines der ganz wenigen Mädchen jener Gegend, welche lesen und schreiben können. Der Verfasser wollte die kleine Schönheit in einem Liebesfilmspiel auftreten lassen. Der Film kam aber wegen Schwierigkeiten mit Behörden und Missionen nicht zustande.

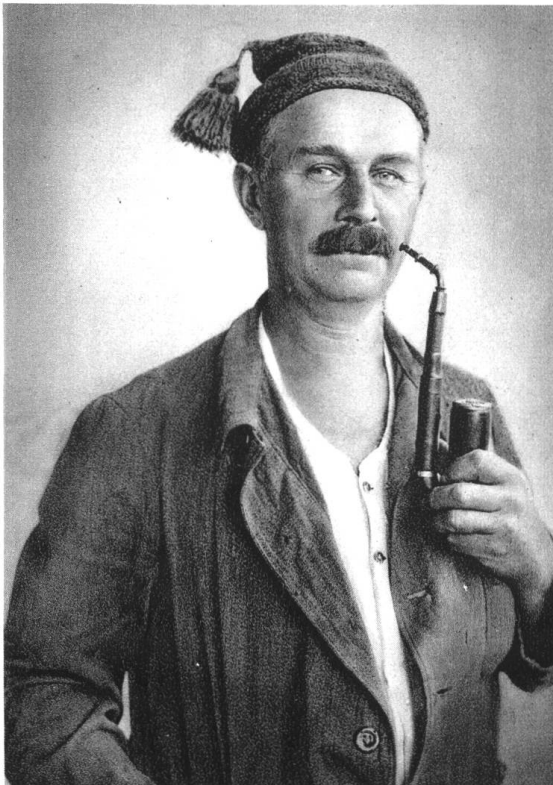
Männer in Asien



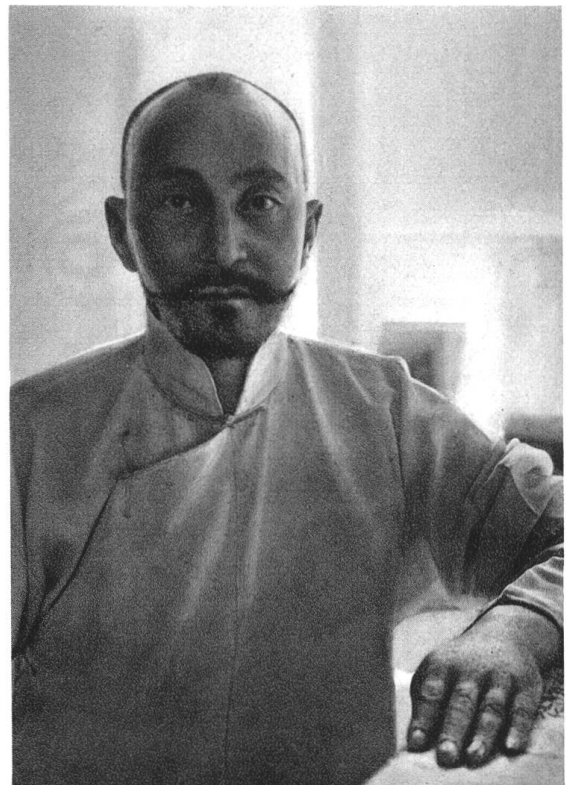
Ein typischer Karawanen-Mann aus Chinesisch-Turkestan mit Pelzmütze und wattierten Kleidern.



Der alte König von West-Tibet. Er hat zugunsten seines Sohnes abgedankt und ist in ein kleines Kloster eingetreten, um für den Rest seines Lebens zu meditieren. Meditieren heisst auf deutsch: tagelang hinsitzen und nichts denken. Auch seine Tochter wurde in ein Kloster gesteckt, da das königliche Einkommen von zirka 6000 Franken nicht für eine standesgemässe Aussteuer reichen würde.



Bischof Peter, gebürtig aus Stäfa am Zürichsee. Er lebt in Leh, am Oberlauf des Hindu-Flusses. In seiner Kirche haben etwa 35 Leute Platz. Er war kürzlich in Europa, fand es aber unangenehmer, den Potsdamer Platz zu überqueren, als 10 Tage allein im Gebirge zu sein.



Ma-schao-wu, einer der mächtigsten Menschen des Ostens. Er ist General-Gouverneur von Kaschgarai, eines Gebietes in der Grösse von Spanien und Frankreich zusammen. Er hat seinen Vorgänger im Jahr 1924 umgebracht und eine Woche lang am Stadttor aufgehängt. Beim Tee war er sehr liebenswürdig.



„... auf 5521 m Höhe eine absolut unfruchtbare Gegend ...“

Wärme. Mittags stand ich auf dem roten Kalkfelsen über dem See, der sich meilenweit auszudehnen schien bis an den Fuss der fernen Karakorum-Berge, die doch mehr als hundert Kilometer entfernt liegen. Jeder Gipfel spiegelt sich in den tiefblauen Wassern mit einer Deutlichkeit, wie ich sie noch nirgends gesehen habe. Und doch liegt das ganze Lingzi-tang-Plateau dazwischen.

Abends gab's Arbeit in der Küche. Habiba bringt seit einer Woche täglich dasselbe, und das verdirbt einem die gute Laune, die man trotz all dem Missgeschick in dieser herrlichen Landschaft haben möchte. Vor dem Küchenzelt sitzend habe ich Habiba drei neue Rezepte vorgelesen und übersetzt, er sagte sie

wieder her, und nun wollen wir sehen, was daraus werden wird.

Abdul, unser Diener, der seit zehn Tagen stark bergkrank ist, hat sich in diesem unfreiwilligen Höhenkurort wieder erholt, er schleicht noch etwas träge herum, aber wenn man ihn morgen tüchtig in die Finger nimmt, wird er den Rest seiner Krankheit vergessen. Dieses tatenlose Herumliegen mag recht sein für unsereiner, aber für die Eingebornen ist es Gift. Ghulam Kader, dem Kuli aus Ladakh, scheint es auch wieder besser zu gehen, er ist noch sehr schwach; aber wir wollen ihn mit Reis, Milch und unsern übrigen kostbaren Sachen aus der Küchenkiste auffüttern, dass er bald wieder marschfähig ist und nicht mehr

wie ein Stück Ware auf den Tragtieren verladen werden muss.

Am Sirigh Jilganang See, 1. September.

Gestern abend um halb sieben starb Kader. Habiba schlug vor, die Leiche auf einer der Terrassen über dem See zu beerdigen und schwere Steine aufs Grab zu wälzen, damit nicht etwa Wölfe den toten Körper ausscharren könnten. Der Tote sollte, nach mohammedanischem Brauche, in ein weisses Leichentuch eingewickelt werden, um standesgemäss ins Paradies einziehen zu können; wir hatten aber bei unserer Abreise nicht daran

gedacht, und nach langem Hin- und Heraten liess ich Abdul eines meiner Leintücher verwenden und übergab ihm noch den restlichen weissen Stoff, den ich in Pobrang gekauft hatte. Heute vormittag habe ich zusammen mit de Terra das Protokoll über den Tod Kaders aufgenommen, das wir von Abdul, Habiba und dem Karawanbaschi Habibullah unterschreiben liessen.

Mittags um zwölf Uhr wurde Kader beerdigt. An der Zeremonie nahmen Habibullah, Subhana, Jumma Malik teil, Abdul und Habiba, die aus Indien stammen und ebenfalls Mohammedaner sind, blie-



„Aksai-Tschin. Nachdem die Karawane krepirt war, wurde alles Überflüssige, also Sammlungen, Kinoapparate, Zelte usw. zurückgelassen. Später wurden die Sachen geholt. Auf der grossen Karawanenstrasse, die Zentralasien mit Indien verbindet, und auf der oft mehr als die Hälfte der Lasttiere zugrunde gehen, wird sehr oft Ware monatelang am Weg liegen gelassen und später geholt. Keine der durchgehenden Karawanen vergreift sich an fremdem Gut...“



„Die ersten Kirgisen, die wir wieder trafen. Von «Valencia», überhaupt von den Schlagern, waren sie ausserordentlich begeistert, auch von Jazz-Musik. Wenn man die Leute los sein wollte, genügte es, die «Mondscheinsonate» aufzulegen ...“

ben in ihren Zelten, da sie die Leute aus Ladakh nicht als vollwertige Gläubige ansehen. Erst als der Tote bereits im Grab lag, das Gesicht nach Mekka gerichtet, gingen auch sie hinüber und verrichteten ein Gebet. Die übrigen Tibeter hielten sich im Zelt auf, sie bekennen sich zur lamaistischen Religion und hätten bei einem mohammedanischen Begräbnis störend gewirkt.

Beim Heimtreiben der Yaks sahen de Terra und ich gestern abend, dass zwei Tiere zurückblieben. Das eine von ihnen wurde nachher mit Mühe und Not ins Camp getrieben, das andere blieb unterhalb der Quellen liegen. Heute morgen sandte ich einen Mann nach dem Tier

aus; er kam zurück mit der Meldung, dass dasselbe tot sei. Heute abend sahen wir uns die Weide an und wollten eine Kontrolle der Tiere vornehmen. Auf dem Wege sahen wir einen Yak am Boden liegen. Es war dasselbe Tier, das gestern schon krank gemeldet war. Wahrscheinlich wird es heute nacht auch noch krepieren. Zwei weitere sind krank, fressen nichts mehr; was ihnen fehlt, mag der Himmel wissen. Ich vermute, dass das Gras am Seeufer, da wo der Fluss einmündet, giftig ist; die gesamte Oberfläche ist mit einer weissen Schicht, Salzausscheidungen, bedeckt. Und das Bedenkliche an der ganzen Sache ist, dass wir nichts unternehmen können, bevor

die Leute, die nach den Pferden suchen, zurück sind. Sollte dieses Sterben so weitergehen, so wird uns nichts übrig bleiben, als im Eiltempo nach chinesisch Turkestan hinunter zu ziehen. Der Sirigh Jilganang See aber wird in unserer Erinnerung als der erste Unglücksort unvergesslich bleiben. Wie teuer haben wir den Ehrgeiz, die ersten Europäer in diesen verlassenen Gebieten zu sein, bezahlen müssen: Zuerst die Pferde, dann Kader und nun noch die Yaks! —

Jumma Malik hat mir heute abend noch lange von Kader erzählt; er war mit ihm, als er offenbar spürte, dass es ans Sterben ging, er sprach von seiner Frau und den beiden kleinen Kindern, und das letzte Wort, das er über die Lippen brachte, soll der Kosenamen seines Jüngsten gewesen sein.

Am Sirigh Jilganang See, 2. September.

Die Pferde sind endgültig verloren. Die letzten Hoffnungen, die wir im stillen noch hatten, sind heute nachmittag zuschanden geworden. De Terra und ich waren nach dem Frühstück zuerst zum toten Yak gegangen (schon der dritte, der uns nun starb) und versuchten nachher noch, Antilopen zu jagen. Sie waren aber heute morgen nicht auf dem üblichen Weideplatz erschienen; erst auf dem Rückweg sahen wir sechs Stück, die wir eine Strecke weit verfolgten, aber auf dieser Höhe mussten wir die Sache bald aufgeben. Wir machten uns auf den Weg nach dem Lager und sahen plötzlich am Ende der Ebene einige dunkle Punkte, die wir vorerst für die geflohenen Tiere hielten. Als wir jedoch im Camp waren, machte uns Habiba darauf aufmerksam, dass Sabur Malik mit seinen Leuten im

Anzug war. Nach seiner Ankunft erstattete er Rapport und meldete, dass er bis nach Pamzal zurückgegangen sei, ohne jedoch eine Spur von den Pferden gefunden zu haben. Der Neuschnee hatte sie verwischt und alles Suchen war natürlich erfolglos in diesen unendlichen Ebenen und den vielen Tälern, die bald nach rechts, bald nach links abzweigen und in denen sich die Tiere verirrt haben können. Sabur Malik sass vor mir, als ob er selber all sein Hab und Gut verloren hätte. Tränen rannen über sein wettergebräuntes Gesicht, und oft schluchzte er wie ein kleines Kind. — —

*In der Nähe des Aksai Tschin Sees,
6. September.*

De Terra taufte unser letztes Lager am Sirigh Jilganang See «Das Petroleumlager» (weil wir dort unsere sämtlichen Petrolkannen, das Benzin und das Oel zurückliessen) und unser gestriges «Das Lager zur bösen Aussicht». Der Name ist sicher nicht von ungefähr gewählt, denn die Aussichten für den Weitermarsch waren gestern nichts weniger als rosig.

Ich hatte schlecht geschlafen, trotz der Veramontablette, die ich am Abend genommen hatte, und wachte schon um 3 Uhr auf. Nach einer halben Stunde, als ich nicht wieder einschlafen konnte, zog ich meine warmen Giglitstiefel an und ging ins Kulicamp. Alles schlief, auch die Wachen bei der Schafherde, nur Sonam Tsering sass am Feuer und kochte für die ganze Gesellschaft. Ich rief Habibullah, und langsam fingen die schlafenden Leiber unter den Decken und Pelzmänteln an, sich zu regen. Ausser dem Karawanenführer war niemand im Zelt; die Leute mögen ihn nicht und ziehen es vor, bei

den Yaks und dem Gepäck zu schlafen, als das warme Zelt mit dem Manne zu teilen, den sie so wenig achten.

Es war ein kalter Morgen, und mir schien, als ob es um so kälter würde, je näher der kommende Tag war. Um halb 5 Uhr sah man schon soviel, dass mit dem Aufladen begonnen werden konnte. Die Arbeit ging ziemlich rasch vorwärts, in einer Viertelstunde waren bereits fünf Yaks beladen. Auf eines der Tiere liess ich meinen Reitsattel schnallen, da ich wegen meiner wunden Füsse im Sinn hatte, den ganzen Tag zu reiten. Von den Yaks, die gestern abend krank ins Lager gebracht worden waren, wurde der eine sehr leicht, der andere überhaupt nicht beladen. Um 7.15 Uhr marschierten wir weg, aber kaum war die Karawane eine Stunde weit gegangen, brach das eine der Tiere zusammen. Ich versuchte es vorwärts zu treiben, aber es war erfolglos. Bald hernach wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Die Lasten mussten abgenommen werden und wurden nun auf mein Reittier verladen. Ich ging von nun an zu Fuss, und da ich die Tiere nicht einfach liegen und verhungern lassen wollte, erschoss ich sie mit meiner Pistole.

Gegen 11 Uhr stiegen wir langsam gegen eine sanfte Anhöhe hinan. Der See glänzte im wunderbarsten Blau, umgeben von dem gelben Kranz der Sandebene, aus der die Salzausblühungen wie weisse Bänder aufleuchteten. Weiter nördlich breitete sich die unendliche Ebene des Lingzitang Plateaus aus, den Abschluss bildeten die blau-weissen Zacken der Karakorumberge. Während ich auf der Anhöhe auf die Karawane wartete, blieb der dritte Yak liegen, und unser Weg war nun durch Tierleichen, zurückgelassene

Kisten, Petroleum- und Benzinbüchsen deutlich gekennzeichnet. Und bis die Karawane die niedere Passhöhe erreicht hatte, waren es bereits fünf Tiere, die wir innerhalb weniger Stunden verloren hatten. Die Leute selber schleppten Sättel und Kisten, aber auf diese Art und Weise kann man auf die Dauer nicht weiterziehen.

Nach dem kurzen Lunch gingen wir den gegenüberliegenden Hang hinauf, um von dessen Höhe aus zu konstatieren, dass nirgends Gras vorhanden war. In der Tiefe floss ein kleines Bächlein, das jedoch bald versiegte, sonst gab's nichts als Steine, Steine in den buntesten Farben, aber kein Gras, keine Purze als Brennholz, nichts als eine öde Steinwüste.

Kengschawar, den 5. Oktober.

Zum erstenmal seit mehr als zwei Monaten sind wir heute wiederum Menschen begegnet. Ich hätte nie geglaubt, dass mich das Auftauchen menschlicher Wohnungen derart erregen könnte, dass ich geradezu fieberte, als ich Frauen mit weissem Kopfputz und buntfarbigen Kleidern durch die mannshohen Tamariskenhäuser huschen sah.

Wir brachen gestern, wie üblich, um halb sieben auf. Habibullah brachte es natürlich nicht fertig, um diese Zeit mit den Schafen bereit zu sein, er trottete hinter uns her wie die alte Fastnacht. Ueber die weite Talebene ging's leidlich gut; gegen neun Uhr waren wir im Somgul, wo wir zu unserer grossen Ueberraschung vier Yaks, drei Junge und eine Kuh, grasend fanden. Ich riet, das eine Tier zu beladen und mit uns zu nehmen, um die Kulis zu entlasten, irgendwo wür-

den wir sicherlich auf den Besitzer der Tiere stossen, der vielleicht an einem nahen Abhang arbeitete. Doch mit dem Feldstecher war nichts zu sehen, und so zogen wir mit dem unerwarteten Zuwachs talwärts.

Kurz nach drei Uhr war ich auf der Passhöhe des Koschbel Dawan, der den gewaltigen Bogen des Flusses abschneidet und den Weg verkürzt. Mit dem Feldstecher suchte ich das vor mir gelegene Tal ab, zu beiden Seiten des Flusses war Gras, auch Sträucher grünten dort unten, und die Yakherde, die ich zuerst entdeckt zu haben glaubte, entpuppte sich nachher als eine Anzahl dunkler Büsche. Während de Terra und ich zu Tal stiegen, entdeckten wir die Spur eines Menschen, der neben einem jungen Yak hergegangen war. Zeitweise kreuzte sie eine frische Pferdespur; so eifrig wir aber auch nach einem menschlichen Wesen Ausschau hielten, wir konnten nichts finden. —

Heute morgen durchquerten wir die vom Frost gelb gefärbte grosse Wiese, an deren Rand unser Lager gewesen war. Zahllose runde Löcher lagen zu beiden Seiten des schmalen Pfades, in denen sich eine Lösung von starken Erdsalzen zu prächtigen Kristallen konzentriert hatte, die wie kleine Pyramiden aussahen. Der Weg verlor sich in einem Sumpf, an dessen Rande jedoch ein herrlich klarer Bergbach dahin floss. Auf der nahen

Wiese weidete eine Yakherde von 12 bis 15 Stück und Habiba, der hinter mir herging, meinte, dass Menschen nun nicht mehr ferne sein könnten, da es unter der Herde mehrere Milchkühe hatte. Vor uns lag ein Schuttkegel, wir überschritten ihn eiliger als unser gewohntes Marschtempo war und fanden auf der andern Seite eine Menge Spuren sowohl von Menschen als von Tieren. Der Fluss bog nach rechts und hatte eine Flussterrasse senkrecht angeschnitten. Da, wo der Pfad sich dicht an die hohe Schotterwand drängte, stand Habiba, der vorausgegangen war und berichtete aufgeregt, dass unten im Gebüsch Menschen seien. Wir zogen die Feldstecher und beobachteten eine Menge Frauen, die zwischen den drei Kirgisen-Jurten aus schwarzen Filzen sich hin und her bewegten.

Eine seltsame Aufregung bemächtigte sich unser, eine bisher ungekannte Freude: wieder Menschen treffen, Menschen, die einem unter andern Umständen vollständig gleichgültig wären und die man höchstens als Kuriosum des menschlichen Lebens bestaunen würde. Aber mit uns war es anders: Wir hatten seit mehr als zwei Monaten keine menschliche Seele mehr getroffen, und die Begegnung mit diesen höflichen und gastfreundlichen Leuten liess in mir den Gedanken aufkommen, dass die Welt und das Leben mir wiederum aufs neue geschenkt worden seien.

